

Heinrich Hufferl: „Träume des Tages“.

(Amalthea-Verlag, Zürich 1919.)

Die reinste Form der Dichtung und des Kitsches zeigt die Lyrik. Weil in ihr alles auf die Erlebnis-Intensität des Poeten ankommt, auf ein Gefühlsmoment, das gleich weit nach der Plus- oder Minusseite ausschlagen kann. Wo der Bogen vom Vol Nulle bis zum Vol . . . sagen wir: Hufferl, geht. Der berechtigte Aerger über die Existenz eines so unnützen Gebichtsbandes (91 Seiten), der Wichtigerem Raum wegnimmt, wird schwach ausgeglichen durch die Gegenbeispiels-Kraft, die diesem Zeug innewohnt. Die ist allerdings beträchtlich. Bei dem irreführenden Stefan-George-Titel beginnt es, und ich möchte mir nicht versagen, das Titelgedicht vollständig zu zitieren, weil es so erschöpfend eine ganze Kategorie von unsterblichem Dilettantismus kennzeichnet:

Mit frohigem Staun
der Kaskadenbaum
hat scherzend mich heut' überschüttet:
„Was gehst du so schwandend bei Tag wie im Traum,
Gefelle, wie geisteszerrütet?“
Ich lächel' ihn an:
„Lag du mich nur, Mann,
die Träume des Tages heimbringen!
Best formt sie des Abends mein Geist, wie er kann —
dann hör' ihn doch jubeln und singen!“

Mit diesem „formen können“ ist es aber nicht weit her. Auf kleinster Fläche ist alles verjammelt, was an Unfähigkeit und Unart der Stümperlei besteht: falscher Rhythmus, banale Reime, nüchterne Ausdruckwahl und profane Diktion, gewaltsame Wortführung und hanebüchene Inhaltlichkeit. Wie eine Paradigmenammlung verfehlter Lyrik enthält das Buch jeden falschen Griff, überhaupt alles, was der lyrischen Forderung zuwider bleibt. Leichtfertige Reimsucht um jeden Preis zeugt ödes Geklapper, völlige Talentlosigkeit, das Abgegriffene, Seichte einer Phrasierung zu fühlen, unsterbliche Komik.

„Geschmack an dir lag fern mir, fern, —
Ich wußt' nicht, war er süß, dein Kern,
Bis ich dich konnte kosen,
Sing an der Lippen Rosen.“

Reime, die furios erschwindelt und in Balance gebracht sind.

„Am Baume singt jubelnd die Drossel, sie kennt's:
(Zu lange schon hat ihr der Winter gedauert)
Der Lenz!

Der Lenz ist gekommen, auf den sie gelauert . . .“

Alles, was das Repertoire sogenannter Zwangspoesie ausmacht, wird in rührender Unberücksichtigung verramscht, simple Ausrufe zwischendrin: „Welch' Unterjochet!“, Wippchenvergleiche: „Die Lerche zuerst hat den Fallstod geführt“, Mißbrauch der Wortstellung: „Nar bin ich schon mir“, „Bis ein ich dann schlafe“, gänglich unlyrische Wortwahl: „Dein Seele muß erschließen Freude dir im reichsten Stil“.

Dargon des durchschnittlichsten Alltags: „Gekümmert hat sich die Natur nicht um Krieg.“ Es ist wie ungelebte Poesie, als ließe der Ehrgeiz darauf hinaus, dichterische Erlebnisse ins Reporteridioten des lokalen Teils zu fassen; von Schuberts Rast heißt es dann: „Die Welt schlug im Tod erst aus ihr Kapital . . .“, von einer angeblich wunderjam erlebten Dichtung: „Schaustellung mir war es“ und die Sonne bekommt die Verklärung: „Himmelsbericht“. Lautere die Aufgabe, für einen lyrischen Inhalt die unpassendste Form zu finden, hier wäre sie glänzend gelöst. Der nicht beabsichtigte Epich zweier solcher Stellen:

„Was alles lebendig in Träumen aufstieg,
Wenn auch mitunter verschwommen“

ist wie ein Motto des ganzen Bandes. Dessen Inhalt ist nämlich das verschwommene, vage Umschwärmen zu nicht's verpflichtender, billiger Allermeltsentimentalitäten. Kriegsgedichte vertreten eine durchschnittlich anständige Gesinnung in einer Sprache, die für die Gleichgesinnten eine schmerzliche Scham ist:

„Vor dem Alir'a der Menschenketten
Sich zu retten, —
Halt' er scharfe Friedenswacht!“

Bauern-„Dirnen“ und Großstadt-Dirnen werden wechsellagig kontrastiert, die abgetoischte Natur kann sich obnehten nicht wehren, und Wiens bekannteste Denkmäler müssen zum simplen allegorischen Spiel herhalten.

Max Herrmann (-Reise).

